

## Der schlaue Wirth.

Der Gastwirth zum goldenen Schiffe in einer kleinen Provinzialstadt, die vor Kurzem in das Eisenbahnnetz gezogen worden, so im gästlichen Zimmer nachdenkend neben seiner jugendlichen Gattin. „Die verdammte Eisenbahn hat uns ruiniert“, begann die hübsche Frau, „denn seitdem diese existiert, hält sich kein Fremder mehr bei uns auf, und jeder Verdienst hat aufgehört; selbst die Landleute, die sonst mit Ross und Wagen herein kamen und uns bis in die späte Nacht zu verspeisen gaben, schieden kaum mehr in die Stadt herein, und ohne etwas zu verzehren, sind sie wieder im Ru mit der Eisenbahn dahin. So muß man zu Grunde gehen, ob man will oder nicht. Und unsere Beamten und Bürgerseier helfen auch noch dazu, uns fertig zu machen, und halten nicht einmal die Gesellschaftstage mehr ein. Haben wir uns nicht schon als erdendliche Mühe gegeben, Spanierel-Kartien und musikalische Kränzchen arrangirt? Aber die Leute haben für das Schöne keinen Sinn mehr, sondern tagtäglich drücken in der Krone mit der linken Hand, reiben mit der rechten unsere Beamten aus, heißen Dich als Ausländer in unsern Dinerzügen, der nichts dafür kann, daß er Wirth geworden, und das grüßt mich noch am allermeisten.“

„Geduld, mein liebes Weib“, sprach ruhig der Wirth, „laß die Leute reden, was sie wollen, wir müssen nun leben, wie wir uns retten können. Ich habe an einen guten Freund, einen eben so lustigen als schlaun Baron geschrieben, und ihn gebeten, uns baldigst zu besuchen und Rath zu schenken.“

Nachdem er nicht ausgeredet, da trat der ersehnte Freund schon in's Zimmer, ein langer herrlicher Willkomm war ihm von Seite des Wirthes zu Theil, während die Frau die besten Bissen im Hause für ihren Gast aufstichte, damit er ja auf recht kluge Gedanken kommen möge. Lange schon saßen Beide zu Rathe; die Mühe mehrerer bereits in die Luft geblassener Cigarren zeigte, daß man dem Verstande endlich zu Hilfe gekommen, und leere Gläser ließen auf ziemliche Aufregung der Phantasie schließen. „Da springt der Fremde plötzlich auf mit den Worten: „Ich hab's, ich hab's!“, die Frau ließ eben so freudig als neugierig herbei, der geladene Rathgeber theilte den Ehegatten seinen Plan mit, wobei er aber viele Bedenken des Wirthes zu heben und noch mehr Einwände der Wirthin zu widerlegen hat; doch sein Plan war gut und davor soll uns die Folge überzeugen.

Nach einigen Tagen rief der Wirth sein Hausgeheule zusammen, erklärte ihnen, daß er eine weite Reise nach Amerika machen müsse, um eine reiche Erbschaft zu erben und ermahnte sie zu Fleiß und Treue mit dem Versprechen reichlicher Belohnung nach seiner Rückkehr; von dem Zwecke seiner Reise sollten sie indessen Niemanden etwas wissen lassen. Aber am Abend schon sprachen die Mägde von dem Glücke des Schiffwirthes, die Nachbarinnen wußten die Gewissheit, daß der Schiffwirth zu holen und nebenbei anzufangen, ob denn der Wirth fort nach Amerika sei. Die Bürger sprachen einer um den andern zum Trunk zu, ja selbst die Beamten, der Polizeidiener und Nachtwächter, kamen zum Gratuliren zu dem unverhofften Glücke. Die Wirthin ließ sich freudig in die Lippen ob des zahlreichen Zuspruchs, und erkannte deutlich in der jervollen Freundlichkeit der Nachbarn, daß selbst bald ein Götter-Gott (Pate, Patsin) bedürftig. Unterdessen kommt ein Brief aus Hamburg an, worin der Wirth wird, daß er bereits unter Segel gegangen, nebenbei seine großartige Reise schildert, und schließlich seiner Gattin Liebe und Treue versichert, was er auch von ihr verlangt.

Der Schiffwirth hat geschrieben: „Schreibe Einer dem Andern auf der Straße zu, da müssen wir heute schon hingehen, um zu erfahren, nun der kann jetzt was sehen und erleben!“ Lange ließ der Wirth nichts mehr von sich hören, die Gäste begannen schon wieder, sich in den verschiedenen Gasthäusern zu zerstreuen, da so manche aus Geistesgründen nicht auf einer Bank sitzen mochten. Um diese Zeit besuchte der fremde Rathgeber die Wirthin, ermunterte sie auszuweichen, und überlag ihr einige Zeitungsbilder. Die Wirthin hielt sich in Tränen, und stellte sich untröstlich bei der Nachbarschaft, daß ihr Mann bei den hängenden Schiffwirth, wozu in den Blättern zu lesen war, verunglückt sei. Die vermeintliche Witwe fand bald Tröster in Mitleid, denn das Geschick hat sich schon bedeutend gehoben, und die Erbschaft konnte ja noch immer eintreffen. Alsdenn wurde von dem tragischen Schicksal des Schiffwirthes, nicht minder aber von der schönen Gastgeberin gesprochen, die Zeichen wurden täglich freier, ihre Anbeter aus Gefalligkeit täglich verdoppelnd, indem sie jene zu begünstigen schienen, die das weite Feld der Wirthin ließen, so ward ihre Trauer bald verdrängt, und erstreckte über ihr Fleiß nach dem Geschick, was sie guter Laune, die sich mancher ihrer Anbeter zu Gunsten diente.

Unterdessen befand sich unser Wirth in Hamburg sehr wohl, er besah sich die Schiffe, fuhr auch einmal nach Helgoland und leistete Marquise-Dienste, um möglichst in der modernen Wirthschaft zu profitiren. Als er nun gar einige Schiffbrüder kennen lernte, folgte er den besten Entschluß, als Solcher heimzukehren, ließ sich genau deren Geschichte und Lebensweise erzählen, ja kaufte sich sogar eine Landkarte, um seine Rolle auch geographisch inne zu haben. Wästen nun unter der Brauthege kommt der Schiffwirth ein, ganz im Götze und in der Verfassung eines Schiffbrüchigen. Seine Gemüths, wohl schwerlich angenehm überfallen, da sie in der That nahe daran war, Geisteskrankheiten zu werden und schon Tag und Nacht davon träumte, wie sie es dann den andern Frauen zeigen und süßen lassen werde, bewachte sie, daß er nicht allein sei, und ein ängstliches Mädchen zur Begleiterin habe. Der Wirth stellte seiner Frau in derselben seine Lebens-

genossin vor, die allein mit ihm dem Wasserlothe entgangen, und die er zum Andenken an die gemeinschaftliche Rettung auch in sein Haus aufnehmen wollte. Auf die Kunde von der Ankunft des Wirthes strömte Alles in das Gasthaus zum goldenen Schiffe, und während sich die Wirthin um den Wirth schauerte, mußte die Frau Wirthin zusehen, wie die blonde Schiffbrüder der Gegenstand der Aufmerksamkeit und Verehrung ihrer Anbeter wurde, welche ob der Rückkunft des Wirthes, wie beglückte Pudel abjagten, sich an der schönen Abenteuerin die ja auch von hohem Stande und reichem Geschlechte sein konnte, zu revanchiren suchten.

„Und wie steht's mit der Erbschaft?“, fragten Mehrere unisono. „Nachdem wir nun, ich und meine Begleiterin, auf einen Vollen glücklich eintrifft, nahm uns ein aus Amerika zurückgekehrter Dampfer wieder mit nach Hamburg, und dort erhielt ich die traurige Nachricht, daß die Erbschaft bereits erben und ich nur ein Namensvetter des selig verlebten Millionärs sei.“

„Gut,“, sagten die Bürger, „das ist freilich eine traurige Geschichte; nun aber tröstet Euch, denn eure Wirthschaft hat dadurch keinen Schaden gelitten.“ Nach oft erzählter der Wirth seine große Geschichte, da ergreift plötzlich die Wirthin die Gitterstäbe, wegen allzu großer Vertraulichkeit ihres Gatten gegen seinen blonden Schilling. Diese hob jedoch bald den Grund der Unzufriedenheit mit ihm den Schleier der ganzen Geschichte; da sie bereits einem ihrer Verehrer anverlobt war, theilt sie ihrem Gatten mit, daß weder sie, noch der Wirth vom Meerwasser getrennt worden, sondern beide zu gleicher Zeit in Diensten in einem Hotel zu Hamburg sich befinden und gegenseitig keinen gelassen hätten. Bei ihrer Rückkehr habe der Wirth als Kellnerin mitgenommen, mit dem Versprechen, ihr eine Partie auszumachen, welche sie bereits gefunden.

Wiederum kamen die Gäste in ungewöhnlicher Anzahl, diesmal aber um ihn zu hänseln; er lachte sich in's Häuschen ob der Vertheidigung seiner Gattin, und da sein Gatte bereits Kenner und das Hebelgeheim über die andern erhalten hatte, vergahen seine Mitbürger den Ziel, „Dahergelaufen“, und bieten ihm für einen geschickten erfahrenen Mann. Einige Zeit darauf war Bürgermeisterwahl, wo er einstimmig gewählt wurde, und die schließliche Wirthin zur Krone ward am selben Tage, an welchem der Herr Bürgermeister eine neue Firma „Zum Schiffbrüchigen“ an sein Haus bestellte.

## Eine tapfere Magd.

(Nach einer alten Stadtchronik.)

An einem rauhen Herbsttage saßen einst in einer Weinlaube der guten Stadt Bries in Schloßen mehrere Bürger beim edlen Rebenlaube und unterhielten sich von den Stadtschicksalen und endlich von ihren Geliebten auf der Wanderung. Endlich kam man auf Geister und Gespenster zu sprechen und jeder wußte ein kleines gruseliges Hißdämon zu erzählen, das ihm angeblich passiert sein sollte. In einer Ecke am Ofen aber saß die Kellnerin, ein kräftiges, gesundheitsstarkes Mädchen von edler schließlicher Schlage. Oben hatte eine der Gäste eine wunderbare Gespenstergeschichte berichtet, als das Mädchen in lautes Lachen ausbrach; etwas verlegt erstreckte sich der Erzähler nach der Ursache dieses sonderbaren Benehmens und erhielt zur Antwort, daß sie solche Märchen nicht glaube, daß es keine Gespenster gebe. Sie trenne keine Furcht und erbeute sich, dies zu beweisen.

Gut! nahm ein großer harter Mann, der Nachbarn von Bries, das Wort. Du erhältst einen Speisestüber, wenn Du in dieser Stunde allein hinausgehst an's Hochgericht und mir aus dem Beinhäule am Galgen meine Hand schau'st, die ich dort liegen ließe.

Jetzt ist es noch zu früh, rief ein anderer Gast, es muß warten, bis die Wirthin nachmittags um sechs Uhr den Weg, ließ sich das Stadthor öffnen und schritt ohne Zögern dem Abendschein zu. Der Sturm umbraute die hängenden Vorhänge, das am Galgen hängende Verbrechen, am Himmel jagten die Wolken unter der Eidele des Mondes dahin, daß sein mattes Licht unheimliche Figuren auf dem Weg warf und vorüberstreichende Fledermäuse erschreckten das Mädchen, doch sich trotz seines Muthes doch eines leisen Schauers nicht zu erwehren vermochte. In diesem Augenblicke, als sie sich näherte, erlöste von dem gotischen Thurm der alten Nikolaikirche die Mitternachtsstunde, und wenige Minuten später stand das Mädchen an dem kleinen Hause neben dem Galgen, in welchem die Gebeine der Verbrecher und die schauerlichen Geräthschaften, die bei den Hinrichtungen gebraucht werden, aufbewahrt lagen.

Eben zog sie die Schlüssel hervor, welche ihr der Scharfrichter übergeben hatte, um die Thür zu öffnen, als sie bemerkte, daß dieselbe bereits offen war. Vorsichtig trat sie ein und erblickte bei dem hellen Mondlichte sofort an der der beiseitegesetzten Tische die wildlebenden Handhübe des Henkers. Gleichzeitig entdeckte sie aber auch verschiedene Kisten und Ballen, und auf einem Holzschemel stand sogar ein kleiner offener Kasten

mit Brettern und Schmutzschuhen. Kein Zweifel, an diesem unheimlichen Orte, wo keine Entdeckung zu befürchten war, hatte eine Diebstahlsbande ihre Niederlage aufgeschlagen, und die Räuber konnten jeden Augenblick kommen, um noch während der Nacht ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Im Begriffe, sich eiligst zurückzuziehen, hörte die Kellnerin ein Schreien hinter dem Hause, und als sie vorsichtig nachschah, erblickte sie einen Schimmel angebunden, der ebenfalls mit einem gefüllten Sack beladen war. Von Angst getrieben und selbst nicht wissend, was sie that, band das Mädchen das Pferd los, schwang sich hinauf und jagte nunmehr in höchster Eile dem Thore zu.

Es war die höchste Zeit, denn hinter ihr erlöste das Pferdgetrappel und die Schritte ihrer Verfolger, die eben zurückgekehrt waren und ihre Flucht bemerkt hatten. Schweigend lief sie dem Schimmel am Thore an, daß sich in dem Augenblicke hinter ihm und seiner Reiterin schloß, als die Räuber nur noch wenige Schritte von ihr entfernt waren; sie war gerettet.

Wenige Tage darauf, an einem Sonntag, während alle Hausbewohner sich in der Kirche befanden, und die Kellnerin allein das Hauswesen betror, erschienen zwei feingekleidete Fremde in der Weinlaube und verlangten ein paar Schoppen. Raum hatte das Mädchen sich in den Keller begeben, als sie auf den Stufen Schritte hörte; die Fremden waren ihr gefolgt und traten nun auf sie zu mit den Worten: „Damit Dir die Luft vergeht, dich ferner um geheime Dinge zu bekümmern, nimm das!“ und ein blühender Stahl in der Hand das Eine ließ über dessen blühenden keinen Zweifel. Aber in demselben Momente verlor die Kellnerin das Licht und es gelang ihr, an ihren Verfolgern vorbeizulaufen, die ihr bekannten Kellerräume den Ausgang zu gewinnen. Sie warf die Thür hinter sich ins Schloß und schloß. Die Räuber wurden gefangen und wenige Tage später gehängt. Zur Erinnerung an diese Begebenheit und das mutige Mädchen aber ward an dem Hause auf dem Marktplatz zu Bries, wo sich die Weinlaube befand, ein Gedenkmal angebracht, auf welchem die Kellnerin auf dem Schimmel vom Galgen nach der Stadt fliehend dargestellt war, und darunter die Worte: „Die dreifache Magd hat viel gewagt.“

## Der Respekt der amerikanischen Republikaner vor den gekrönten Häuptern.

Der Respekt, den die amerikanischen Republikaner früher vor den gekrönten Häuptern und sogar vor dem ganz gewöhnlichen Adel Europa's an den Tag zu legen pflegten, ist Respekt, so ausgesprochen, daß er einem Europäer manchmal ein Lächeln abnötigt, fängt in letzter Zeit an, arg in die Brüche zu gehen, und macht manchmal bereits ausgelassenen Spott Raum. So spottet der funny man der New-Yorker „Times“ anläßlich der Beförderung des Fürsten Milan zur Königswürde:

„Der Hauptunterschied zwischen einem Fürsten und einem Könige ist bekanntlich, daß der Fürst einen Titel, letzterer eine Krone trägt. So eine Krone mit allen modernen Verbesserungen, ist ohne Zweifel eine ganz hübsche Kopfbedeckung, nur manchmal etwas unbequem, besonders wenn sie schwer ist. Der ehrwürdige deutsche Kaiser hält so sehr auf die Krone seines Königs, daß er darauf besteht, seine Krone Tag und Nacht zu tragen, was seiner Gesundheit keineswegs zuträglich ist. Seine Krone ist so groß, daß sie, seit ihm die Haare ausgehen, nur ganz lose auf dem Kopf sitzt und mit einem Sturmeinen unter dem Kinn festgehalten werden muß. Das Tragen verursacht am Tage Kopfweh, und wenn der alte Mann sich nachts umhüllt auf seinem Lager umgeworfen wird, das Stöhnen der Krone förmlich gefährlich. Bislang hat ihn ermahnt, die Krone nachts am Bettpfosten aufzuhängen oder unter das Kopfkissen zu legen; aber der einsinnige alte Mann sagt immer: „Nein, Oho, es ist meine Pflicht, die Krone zu tragen, und so lang ich noch einen Kopf habe, soll sie nicht herunterkommen!“

Königin Victoria hat mehrere Kronen: eine trägt sie im Winter, eine andere im Sommer; die mindere kostbare trägt sie bei Regenwetter und in den niedrigen kochenden Gassen. Wenn sie in's Parlament geht, wird ihr die Krone auf einen Kissen vorgetragen, weil das Thor so niedrig ist, daß sie sich beim Durchgehen die Krone vom Kopfe stoßen würde. Sonst liegt man sie nirgends ohne Krone. Aber man weiß, daß sie nachts ohne Krone zu Bett geht. Dies thut sie, seit sie einmal mit einem Zinken der Krone ihrem Gemahl Albert beinahe ein Auge aus dem Kopfe geschlagen hätte. Damals hat Victoria ein Gelübde gethan, stets ohne die Krone zu Bett zu gehen, und sie hat es bis heute gehalten.“

König Humbert veranlaßt viel von seiner Popularität der flotten Manier, wie er seine Krone trägt, etwas schief auf dem Kopfe, wie ein Cerisehäppchen. Er ist dabei so galant, daß, wenn er einer Dame begegnet, er stets die Krone absetzt und damit salutirt. Bei Wästen und in Gesellschaften behält er die Krone nicht wie andere Könige auf dem Kopf, sondern er nimmt sie unter den Arm, und wenn er niedersinkt, legt er sie auf die Knie. Die italienische Krone ist bekanntlich aus Eisen gemacht und jede Nacht stellt der König sie neben seine Schlafstätte vor die Thür, damit der Hausgeist sie nicht magt. Sobald die italienischen Finanziers es erlauben, sollte Geld demüthigt werden, um sie mit Nadel plattieren zu lassen, damit die Mühe und die Kosten des täglichen Putzens erspart werden u. s. w.“

Der „funny man“ der „Times“ wird wohl thun, sich nächsten Sommer nicht in Europa bilden zu lassen, sonst könnte er wegen allgemeiner Königs- und Fürsten-Beleidigung prozessirt und eingesperrt werden.

Ein Hausknecht in einem Hotel zu Dallas, Tex., schliefte jüngst ein eben vor dem Hause abgeladenes Piano (natürlich verpackt) im Dunkeln drei Treppen hoch hinauf. Er hatte das Collo für den Musikstoffer eines Postkammer „Drummer“ gehalten.

## Ein Wettkampf edler Herzen.

Aus Monaco wird unter dem 5. d. M. geschrieben: Sie trug ein blühendes Mädchen auf dem graziösen Blondkopf, zeigte sich des Morgens ab und zu am geöffneten Fenster und winkte mit einem größeren Leinwandgewebe einer imaginären Person. Er war ein schnellfüßiger, schwarzlockiger und blauer junger Mann, der, ein schwarzes Mädchen unter dem Arme, jeden Morgen am Hause vorbeilief. Sie sahen und liebten einander. Ihre Herrschaft (sie war Stutenbändlerin) fuhr an schönen Nachmittagen auf's Land, er machte sich dann in seinem Laden (er war Friseur) frei und Beide schwebelten in ungetrübtem Glücke und im Hause ihrer Dienstherrin. Bei jeder Gelegenheit wollte sie einfließen des Hauses in einer des Wohlstandes ihrer Herrschaft würdigen Weise machen und eile in die Nachbarschaft, um die Elemente einer kopflosen Wirthschaft zu erhalten. Er vertrieb sich die ihm eine kleine Gewichte dinstende Viertelstunde der Abwesenheit seiner Geliebten, indem er mit Fußfesseln seines Brenneisens die der Herrschaft gehörigen Schränke und Kommoden aufpörrte und deren Inhalt mit großer Sorgfalt unterwarf. Eine unter Anderem in seine Hände gelangene Briefschale, welche einen Betrag von 40,000 Francs in Baarem enthielt, glaubte er als Erinnerung an den demütigen Augenblick seines Alleinseins rückhalten zu müssen.

Als der Sonnenball am zweitnächsten Morgen über die fangstunelnden Dächer von Monaco sich erhob, spiegelte er sich in den Fenstern einer reich decorirten Villa, in deren Vorhof ein elegantes Mädchen dehnte und streckte: Er und sie.

Wochen verschanden. Die beiden durchjagen die blühenden Gefilde der Romanze, enthielten sich am berüchelten Landstreichsbild vom Rasel; in ihr hübsches Glück hat auch nicht der Schatten eines Gendarmen. Mitternachts schliefen die goldenen Frankfurter in seiner Vorsehung und eines regnerischen Tages mußte er ihr das Gefährdich machen, daß das Reisvermögen nunmehr noch in einem einzigen Napoleon'schen bestesse. Die unerquickliche Scene spielte sich in einem Gasse von Monaco ab. Am Abend hatte die unterdessen ein umschwebender getriebener Fingerring aus der Brustschale seines hochgeachteten Rodes eine schwarze Briefschale und daraus ein längliches Papier gezogen, das er fleißig zu rubiren schien. Nach einer Weile klopfte er ihm und ihr freundlich auf die Schultern und bald standen er und sie in einem mit mehreren Schreibstiften ausgestatteten Gemach vor einem hart aussehenden Herrn. Nachdem die Personallisten aufgeschrieben worden waren, entwickelte sich folgender schöne Wettkampf:

Richter: Haben Sie den Diebstahl begangen oder Ihre Geliebte?  
Er: Ja, Herr Richter!  
Sie: Nein ich, Herr Richter.  
Er: Ja wiederhole, daß ich es war.  
Sie: Ich verfluche den Herrn Richter, ich bin die Schuldige!  
Er: Sie sagt es lediglich, um mich zu retten! Glauben Sie ihr nicht, Monsieur. Ueberdies steht ich nicht zum ersten Male vor Gericht. Ich bin kein Neuling in diesen Dingen und war zu wiederholten Malen ahnlicher Angelegenheiten halber im Gefängnis. Sechs Jahre wegen Wechselfälschung und dreizehn Monate wegen Einbruchs. Sie sehen also, Monsieur, daß ich den Diebstahl begangen habe.

Sie: Oho! Das wäre mir ein faurer Grund! Auch ich bin schon zweimal eingesperrt gewesen! Ich bin die Schuldige, Herr Richter! Mich müssen Sie bestrafen!  
Der Richter ist zwar von diesem erheblichen Wettkampf zweier edler Seelen tief gerührt, verurtheilt jedoch ihn zu drei, je zu zwei Jahren schweren Kerker.

## Wo liegt die Welt?

„Erdbunde lehrt uns, Kinder, wissen, Wo jeder Ort der Erde liegt, Und welchem Herrn er gehört, Ob Kaiser Joseph ihn besitzt, Ob König Friedrich.“ So docirte Einst ein ergrauter Veteran, Ein Held von Torgau und von Leuthen, Der hoch zu Ross einft als Husar Den Säbel schwan, ein kühner Reiter, Wenn's noch dem Feind zu späßen galt. Und jetzt schwang er in alten Tagen Den Vaculus und schlug die Jungen Wie mit dem Säbel sonst Panduren. Es war in dieser Stunde jußt, Als unerwartet, wie er's liebte, Der alte Fritz in's Zimmer trat. Er wollte auf dem neuen Schloß, Wo von dem ungeprüften Lehrer, Erklärt ihm ward; — er wollte selbst Dem Alten jetzt das Handwerk legen. Der Schnauzbart machte — Reclamum — Front —

Vor'm König wie in sonstigen Tagen. — Der winkt ihm aber fortzufahren; Wo der Geograph gehöret: Wo liegt denn unser Dorf? Du, Michel?

„In Preußen liegt's“, antwortet der. „Und Preußen liegt's?“ — „In Deutschland liegt's.“

„Und Deutschland?“ — „In Europa liegt's.“

„Doch wo Europa?“ — „Auf der Erde.“

„Und wo die Erde?“ — „In der Welt.“

„Doch wo die Welt?“ Fragt jetzt der König. —

Der ihn verlegen machen will. — „In Gottes Hand!“ — verjagt der Knabe. —

Da brühte Feix die Hand dem Alten, Und ließ ihn ruhig des Schulamis walten.

— Die finsternen Maskenbälle waren während der letzten Saison in Paris die von Madame Guindard arrangirt. Auf dem ersten erschienen die Damen als Weisskinder, Erdbere, Himbeere, Johannisbeere, Stachelbeere, u. s. w. Die Herren als Apfel, Birne, dergl. Bäume, auf dem letzten die Damen als Rüdengeväße, die Herren als Getreidearten.

## Goethe's „Freudvoll und Leidvoll“ auf der Witteranberung.

Im „Magazin für Literatur“ macht Herr G. Weichlein auf ein Schriftchen aufmerksam, das seiner Zeit nur für Freunde als Manuscript gedruckt worden ist. „Freudvoll und Leidvoll. Polylogischer Versuch von Joh. Friedr. Heinr. Schloffer“, ist der Titel und die Widmung geht an Goethe's „Suleika“. Frau Geheimrathin von Willemer huldigt zu Füßen gelegt. Die gelungensten der zwölf Uebersetzungen sind die folgenden:

### Deutsch:

Freudvoll und leidvoll,  
Gedanken voll sein,  
Längen und bangen  
In schwebender Pein,  
Himmels hoch jenseits,  
Zum Tode betrübt,  
Glücklich allein  
Ist die Seele, die liebt.

### Holländisch:

Vreugd-vol  
En leed-vol  
Gedachten-vol zyn:  
Streecken  
En beeven  
In zweevende pijn:  
Hemel-hoog jurekend  
Tot der dood toe bezwaart:  
Gelukkig alleen is  
Het minne-ziek hart.

### Englisch:

Cheerful  
And fearful  
Lost in musing to be:  
Full of anguish  
To languish  
In sad reverie:  
Heaven's high exulting  
Unto death sunk in smart:  
Happy alone is  
The love-breathing heart.

### Schwedisch:

Freudefull  
Och sorgfull  
I tanken nedsaenkt:  
Längta  
Och baefva  
Af aengsten om traengt:  
Himmelshoeg upstigande,  
Intill doeden i smarta:  
Lycksam endast aer  
Et aelskande hjerta.

Doch nicht nur die blutverwandten germanischen Uebersetzungen haben den Charakter des Goethe'schen Dichters trefflich wiedergegeben, auch die in der Konstruktiv strengeren romanischen Sprachen sind ihm gerecht geworden.

### Französisch:

Joyeuse  
Et soucieuse  
En rêves plongée:  
Langue en larmes  
Et tremblante  
De crainte agitée:  
Jusqu'au ciel s'élarguante,  
Abatue à l'extremité:  
Bonheur ne connaît  
Que l'âme qui aime.

Im Italienischen klingt es noch weicher:

Gioiosa  
E dogliosa  
Smarrita in pensar:  
Languente  
E gemente  
In un mesto sognar:  
Fin al ciel innalzata,  
Severuta di angor:  
Oh Palma o beata  
Che e vinta d'amor.

Endlich klingt auch die lateinische Uebersetzung ganz gut — nur empfindet man den durcheinanderstehenden Reim als eine hier wohl nöthige, aber unnütze Spielerei:

Laetabunda  
Gemebunda,  
Sese exorcians:  
Ardore  
Et angore  
Agitata, vagans:  
In coelos elata  
Ad ima nutans:  
Sola anima est beata  
Amore flagrans.

Die Krone dieser Uebersetzungen gebührt jedoch der Spanischen:

Cozosa  
Y doliosa,  
Absorta en pensar:  
Anhelante  
Y temblante  
En triste soñar:  
Hasto el cielo arrobada,  
Anegada en dolor:  
Solo el alma es dichosa  
Quien arde en amor.

Außer den mitgetheilten enthält das Heftchen noch eine plattdeutsche, portugiesische, polnische und algerische Nachdichtung der Goethe'schen Verse.

### Das Dilemma.

Hans Knopf und Jakob Spitz, zwei der geschicktesten Bauern von Felding, und geschiedene Gießer's dort mehr, als je ein nacheinander ständiger Kampf, also Jakob Spitz und Hans Knopf standen eines schönen Nachmittags im wunderlichen Monate Mai am dem Saume ihrer Felder, mit Aufmerksamkeit des Wadchen der Saaten betrachtend.

„Sieht Du das Wäldchen dort?“ fragte nach einiger Zeit Jakob Spitz, mächtige Knasterwolken aus seiner hölzernen Pfeife hervorbläsend.

„Das Wäldchen?“ ja, das siehst Du freilich!“ entgegnete nach einigen Minuten Knopf Hans, indem er aus seiner ledernen Hosentasche eine mächtige Dose hervorholte und schon gemächlich eine gewaltige Pfeife

der noch gewaltigeren Nase zuführte. „Nun, g'fallt's Dir?“ meinte Spitz Jakob.

„Warum soll's mir mit g'fall'n?“ antwortete Hans Knopf. „Und wo erdand eine längere Pause zwischen den edlen Landmännern, welche mit aufmerksamem Blicken das ferne Wäldchen betrachteten.“

Endlich brach Jakob Spitz, der sich für den Geschicklichen hielt, das Schweigen, und begann:

„Ja, das Wäldchen!“

„Was ist's mit dem Wäldchen?“ fragte neugierig Hans Knopf, den es bereits verdrossen, daß Spitz zuerst sich erlaube zu sprechen.

„Mit dem Wäldchen ist's nicht richtig!“ gab ganz selbstsüchtig Spitz Jakob zur Antwort.

„Und warum ist's nicht richtig?“

„Warum? Darum! Denn siehst Du, das Wäldchen, so klein's ist, kann größer werden, und wird größer und allseitig größer, und schließlich wird's eine große schwarze Wolke, und nachher kommt der Wind, und dann donner't und blüht's, und zuletzt hagelt's und schlägt Alles in Grund und Boden, und dann haben wir die Feuerung und Noth.“

„Und nach diesem Anlauf erschießt, schneit der edle Spitz Jakob und blüht stolz auf seinen Nachbarn. Hans Knopf aber fing aus vollem Halse zu lachen an und haunete mühselig die inhaltschweren Worte:

„Jakob, Jakob, Du bist gewiß nicht im Jagelvergnügens-Vereine!“ Und nachdem er sich mühselig gefammelt hatte, begann nun er die weisheitschwangere Rede:

„Dummer Kerl! Fürstest der das Wäldchen, und mit freut's! warum? dar- um! Denn das Wäldchen wird zu Wolken, die Wolken regnet und erfrischt die Saat, nachher wachst's prächtig, und wir tragen die schönste Ernte und die weislichsten Zeiten! Das sag' ich!“

„Und ich sag', Du bist ein Esel!“ höhnte lächelnd nun Jakob Spitz, um sich vorhin zu rächen.

„Was wett'st?“ schrie jetzt wüthend Hans Knopf.

„Da seht! doch gleich hundert Thaler gegen ein, daß ich Recht hab!“

„s'gilt!“ rief Jakob Spitz, der die hundert Thaler schon in den Gedanken einsah.

„Da war's i Narr!“ meinte nun plötzlich Knopf Hans; „wenn man wetzt, so wetzt jeder gleich!“

„Ist mir auch recht!“ brumnte jetzt verdrießlich Jakob Spitz; „s'gilt e Wäldchen!“

„Topp, eing'schlagen!“ Und sie legten kräftigen Schläges Hand in Hand, worauf nun Beide ihre Augen wieder zum Himmel wendeten, aber umsonst suchten sie das Wäldchen. Es war während ihres Streites verschwunden.

— Familientragödie. Der außerordentlich John Diver in New York liebte die eben so jugendliche Mary Brennan fast lebenslanglich. Er machte ihr an jedem Abend im Parlor ihrer väterlichen Wohnung die Cur, und hier wurden sehr viele Röhren verbrannt. Das merkte der alte Brennan und schritt am vorigen Sonntag mit einem spanischen Rohr bewaffnet zu dem im Parlor stehend nebenstehenden stehenden Liebespaare.

„Mr. Diver“, sagte er erregt, „Sie lieben meine Tochter?“

„Ja, mehr als ich aussprechen kann.“

„Sie haben meine Tochter den ganzen Winter geliebt, und dabei eine Tonne Röhren extra verbrannt. Nun habe ich ein Ultimatum zu stellen, entweder Sie heirathen meine Tochter nächsten Sonntag, oder Sie bezahlen mir die Extra-Tonne Röhren.“

Diver behauptete, daß er noch zu jung sei, noch nicht heirathen könne, u. s. w.

„Auch gut“, rief Brennan, „daraus mache ich mir nicht viel, aber meine Röhren will ich bezahlt haben. Donnerstags, glauben Sie denn, man kann meine Röhren verbrennen und auch noch meine Tochter ausschlagen.“

Diver aber refutirte die Bezahlung der Röhren. Da ergriß Brennan den kleinen Röhren, ein Röhren von 4½ Fuß, zog ihn nolens volens über das Knie und spielte mit dem spanischen Rohr Schutmeißel auf's Hinterleber, trotzdem daß Frau Mary mit Weinen und Wehklagen um Gnade bat und sogar einmal ihre kleine Hand schlug auf die n. Theil ihres Geliebten legte, welchen der Vater eben bearbeitete, aber er schnell wieder zurückzog, als der Vater immer fort hieb. Dann warf Brennan den Diver vor die Thür.

— Ein sonderbares Injunkt. Eine junge, hübsche und reiche Wittve, die in Paris lebt, hatte vor Kurzem den barocken Einfall, sich in einem Heiraths-bureau unter falschem Namen als reiche, aber — blinde Heiraths-kandidatin einzutragen zu lassen. Die Zahl der ihr Herz und Hand anbietenden Herren war Legion. Die Wittve hatte vollkommene Gelegenheit, die interessantesten Beobachtungen zu machen, als der Direktor des Heiraths-bureaus sie mit den Bewerberinnen zusammenbrachte. Die Herren, welche die Dame für blind hielten, ließen sich in ihrer Gegenwart vollständig gehen; manche kamen in zerlumpten Zuständen, andere legten sich mit den Stiefeln auf's Sopha, oder aber sprachen sehr gewöhnlich und zärtlich. Die Wittve war jedoch genöthigt, dem phantastischen Scherze ein Ende zu machen, als einer der Candidaten in seiner zarten Liebeswerbung so weit ging, seine Hände in ihre Tücher zu verfangen. — Was ein verdröbnies Parier Witwenköpfchen doch für Einfälle hat!

— Der Pinzel als Rächer. Die italienische Blätter erzählen, daß der Affaire Dumas-Jacquet erzählt, was Michel Angelo, der zuerst seinem Jern in einem Gemälde Ausdruck gab. Ein Cardinal hatte den großen Vater beleidigt, und Michel Angelo brachte dessen Gesichtszüge in sein „Jünglings Gericht“, welches sich in der Sixtinischen Kapelle zu Rom befindet. Der Cardinal schamte sich in der Hölle, er trägt die Ohren eines Esels und eine Schlange umwindet seine Hüfte. Der Cardinal beklagte sich beim Papste Johann II. über die Frechheit des Meisters, und dieser antwortete: „Hätte dich Michel Angelo ins Gefängnis gelegt, so hätte ich dich herausgeholt, in der Hölle aber habe ich keine Macht.“

## Eine Kaffeegesellschaft.

Eine Amerikanerin aus San Francisco, die sich gegenwärtig in Dresden aufhält, um ihre Tochter, deren Ausbildung daselbst vollendet wird, zu besuchen, schildert den Eindruck, den das Leben in der sächsischen Hauptstadt auf sie machte, in einem Briefe an ihren Gatten, der in dem „San Francisco Argonaut“ veröffentlicht wird. Ein Abriß desselben beschreibt einen Sonntag Nachmittag und ließ sich für jeden, der das Leben in Deutschland kennt, so anheimelnd, daß wir es uns nicht verlagern können, denselben den Lesern mitzutheilen.

„Gestern — Sonntag — Nachmittag war ich von der Familie Werner, in der Mary viel verkehrt, zu einer Kaffeegesellschaft eingeladen. Bei meinem Eintritt in die geräumige „gute Stube“ fand ich bereits eine große Anzahl von Damen verschiedener Alters verammelt. Sie hatten an einem großen, länglich runden Tische, der mit schneeweißem Damast bedeckt, und auf dem ein reiches Service aus Meißener Porzellan prangte, Platz genommen. Alle Damen waren mit einer leichten Handarbeit beschäftigt, die jüngeren mehrfaß mit sehr künstlichen Stilleiten, die älteren mit Stricken. Während der leibhaftigen Unterhaltung ruhten die Reden auch nicht einen Augenblick, und nur, wenn die sehr umfangreiche Kaffeekanne, was oft geschah, die Kunde brachte, und man dem Kaffee und dem wohlwollenden Gebäd zu sprach, zeigten die Finger, verflümmte die Unterhaltung.

Die letztere artekt munter in eine Art Gekochter — clatter — aus, aber trotzdem drehte sich das Gespräch fast ausnahmslos um so interessante Gegenstände, daß ich heimlich im Herzen durchaus nicht stolz war, wenn ich dieselbe in den Unterhaltungen verglich, welche die Ladies bei uns zu führen gewohnt sind. Ich hatte meine Besuche der Dresdener Bilder-Galerie erwähnt und fand bei Jung und Alt eine solchekennntnis und solches Verständnis der herrlichen Meisterwerke, daß ich staunte. Daselbst war der Fall, wenn der Wirth oder Erzeugnisse der Literatur die Rede war.

„Striden die amerikanischen Damen nicht?“ fragte mich eine lebensmüde, ältere Dame, deren fleißigen Fingern ich etwas auffallend gefolgt war.

„Nicht am Sonntag!“ lautete meine Antwort.

„Nicht am Sonntag!“ — riefen alle, wie aus einem Munde —, und warum nicht?“

Die Ladies ruhten und aller Augen gingen an meinen Lippen. Ich vertheilte ganz gut deutlich, aber das Sprechen ward mir noch schwerer; ich beugte mich daher mit der Antwort: „Man würde das für eine Sünde halten.“ Die Leute sind also so lebensmüde zu mir, aber bei dieser Antwort schienen sie ihre Ueberzeugung nicht verbergen zu können. Am Sonntag striden, oder kälten, oder stiden eine Sünde!“ — „Unmöglich, ungläubig.“ — „Mit keinen Freunden zusammenhängen, plaudern und eine liebe und leichte Arbeit, die zur Gesundheit geworden, verrichten, ein Unrecht!“

„Sie scheuen.“ — „Sie machen uns etwas weiß.“ — „Ich schwirre es durcheinander. Die gute Frau Warner kam mir zu Hilfe, indem sie bemerkte, daß es ja keine Sünde sei, daß viele Amerikaner es für ein Unrecht halten, am Sonntag eine Kaffeegesellschaft zu besuchen, und daß mit irgend etwas außer mit frommen Büchern zu beschäftigen, oder nicht alle Amerikanerinnen lesen so „schräglich fromm.“

Die Unterhaltung kam bald wieder in Fluß. Am Abend stellten sich Herren ein, die Männer der anwesenden Damen und sonstige Freunde der Familie; es wurde musicirt, es am letzten Speisebekandes, sehr schmachtiges Abendbrot, wobei Wein und Bier servirt, und die Stunden bis zum Aufbruch vergingen wie im Fluge. Ich kann mich kaum erinnern, ähnlich genußreiche Stunden schon in Gesellschaft verleben, einen Kreis von Menschen durch so einfache Mittel froh und glücklich zu machen zu haben. Freilich kam dazu, daß Mary am Abend ein paar Vorträge auf dem Kaffee zum besten gab und von allen Seiten mit herzlichen Glückwünschen überfluthet wurde; das Kind hat wirklich erstaunliche Fortschritte gemacht, und Du wirst Dich wohl entschließen müssen, Deinem Viehling die Erlaubnis zu noch einem Jahr Aufenthalt in Dresden zu erteilen.“

— Bei einer kürzlich in Paris abgehaltenen Besichtigung von Autograph